



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Viktor sprang halb auf, alle Blicke richteten sich auf ihn, aber er setzte sich schnell und sah den Oberpfarrer gespannt an.

Aber ehe dieser sagen konnte, was er etwa noch zu sagen hatte, rief Fabricius aus: Die Geschichte dieser Brosche kenne ich genau. Ist sie einem der Herren etwa bekannt? Nein! Ich dachte es mir. Mir hat sie seine Mutter erzählt, und er hat sie mir bestätigt. Ich denke, mein Freund wird nichts dagegen haben, wenn ich sie erzähle. Statt des Vortrags, der für heute fällig wäre — Fabricius sah den Oberpräzeptor an, und dieser bot ihm für den leisen Stich die Dose an —, haben wir zwei und machen damit auf unsre Gäste einen guten Eindruck. Viktor sah verlegen drein, er nahm an, der seine, klug aussehende Rheinländer sei ihm schon auf der Spur. Aber das war nur sein böses Gewissen!

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Übergangszustände. An sich ist die Redensart, mit der man sich oft über allerlei Unvollkommenheiten unsrer Zustände tröstet: unsre Zeit ist eben eine Übergangszeit, recht thöricht, denn andre als Übergangszeiten giebt es überhaupt nicht. Schon der große Augustinus fand mit allem Grübeln nichts andres heraus, als daß die Gegenwart ein ganz unfaßbares Ding und nichts andres sei, als der Übergang einer Zukunft in eine Vergangenheit. Darum wird das Morgen zwar anders sein als das Gestern, aber daraus folgt noch nicht, daß es besser sein müsse, und ganz gewiß wird es so wenig etwas bleibendes sein wie das Heute, sondern ebenso wie dieses mit dem unabänderlichen Schritte des Zeitablaufs ins Gestern übergehen. Alles Lebendige ist in steter Änderung begriffen, da ja leben gar nichts andres heißt als sich nach bestimmten Gesetzen verändern. Nur zeigen die verschiedenen Seiten des Völkerlebens verschiedene Grade der Veränderlichkeit. Das wandelbarste sind — bei den historischen Völkern nämlich, die Naturvölker und die erstarrten Nationen haben eben kein Volksleben, sondern vegetiren bloß —, das wandelbarste sind die wissenschaftlichen und sonstigen Meinungen und die Staaten; die Forschung bleibt nicht ein Jahr lang auf derselben Stelle, und Staaten, deren Verfassungen zehn Jahre und deren Grenzen fünfzig Jahre unverändert bleiben, dürften zu den Seltenheiten gehören. Am unveränderlichsten waren bis in den Anfang unsers Jahrhunderts die Produktionsformen. Der Bauer und sein Pflug haben sich von den Zeiten der sagenhaften römischen Könige bis zu der Einführung des Dampfzugs in unsrer Zeit nur sehr wenig geändert, und dasselbe ist vom Schuster und vom Schneider, vom Weber und vom Gerber, vom Schmied und vom Tischler zu sagen. Die Lebensverhältnisse dieser Hauptproduzenten haben zwar im Altertum und Mittelalter mannichfache Wechsel erlitten; der Bauer ist abwechselnd Sklave, Höriger und Freier gewesen, der Handwerker war ebenfalls manchmal ein Sklave, manchmal ein Höriger, und er war im Mittelalter Lohnwerker, wie die von Bücher eingeführte Bezeichnung lautet, ehe er mit eignem Material und für den Markt schaffte. Aber die Grundform beider Berufsarten blieb doch bestehen, und man geriet zu keiner Zeit in Verlegenheit, wenn man angeben sollte, was ein Bauer, was ein Handwerker sei. Da nun auf dem Beruf das Dasein des zivilisirten Menschen beruht, so ist ein Zustand unerträglich,

wo der Mensch nicht mehr weiß, ob er den Beruf, den er erlernt hat, morgen noch ausüben können, ja wo er oft nicht einmal weiß, was er eigentlich zu erlernen hat, um einen bestimmten Beruf, z. B. die Tischlerei, ausüben zu können, und wo er in neun von zehn Fällen keine Aussicht hat, ihn selbständig ausüben zu können; in diesen Zustand aber sind durch die technische Umwälzung unsrer Zeit unzählige versetzt worden. Ein schlechthin unerträglicher Zustand wird nun eben nicht auf die Dauer ertragen, und daher können wir den gegenwärtigen Zustand der Gewerbe nicht als einen Dauerzustand ansehen und uns auch nicht damit zufrieden geben, daß er, wenn er auch unerträglich bleibt, doch wenigstens täglich anders werde; wir müssen vielmehr hoffen, daß die Umwälzung einen gewissen Abschluß erreichen und daß dann wieder ein Dauerzustand eintreten werde, der selbstverständlich auch nicht schlechthin unveränderlich sein, aber doch die Grundlage für ein leidlich gesichertes Dasein abgeben wird. Aus dieser Hoffnung entspringt die Pflicht, zu der Herbeiführung dieses neuen Dauerzustandes beizutragen, so viel wir können; aber um überhaupt etwas zu können, müssen wir uns zunächst überlegen, wie denn dieser zukünftige Dauerzustand aussehen könnte, und welche seiner möglichen Formen wir als am wünschenswertesten begünstigen sollen. Es scheint hauptsächlich dreierlei möglich zu sein. Entweder es kommt zu einer klaren Scheidung der Gewerbe, die früher handwerksmäßig ausgeübt wurden, jetzt aber der Fabrik verfallen sind, von denen, die als Handwerk fortbestehen können; oder man zieht innerhalb der einzelnen Gewerbe eine Grenze und überweist die Duzendware der Fabrik, die künstlerisch gestaltete dem Handwerk; oder man läßt die Fabrik vom Einzelunternehmer an Handwerkergeroffenschaften übergehen. Gemacht kann das nicht werden; man muß abwarten, was bei der Entwicklung herauskommt, und sich darauf beschränken, die eine oder die andre der jetzt schon hervortretenden Richtungen zu begünstigen; so lange noch fast täglich neue Erfindungen gemacht werden, die immer wieder neue Produktionsänderungen hervorbringen, ist der Beginn eines Beharrungszustandes kaum zu erwarten. Von den Handwerkern selbst aber, d. h. von denen, die sich als Vertreter „des Handwerks“ aufspielen, ist eine verständige Mitwirkung bei der Leitung des Entwicklungsprozesses kaum noch zu hoffen. Sie haben auf ihrem letzten „Tage“ bewiesen, daß sie unbelehrbar und unverbesserlich sind. Sie bleiben dabei, „das Handwerk“ durch die Zwangsinnung und den Befähigungsnachweis retten zu wollen. Nur die rote und die goldne Internationale, sagte Herr Euler, bekämpften die obligatorische Innung. Zu welchen der beiden Internationalen gehören denn da die deutschen Regierungen? Wenn es auf uns ankäme, wir würden zu der Zwangsinnung sagen, was wir zu der Verstaatlichung des Getreidehandels gesagt haben: Thut den Leuten ihren Willen und laßt sie durch Schaden klug werden! Aber wir begreifen, daß eine Regierung, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewußt ist, vor der Zumutung zurückschrickt, durch solche Experimente Unheil anzurichten. Wie es im Handwerk aussehen würde, wenn die Zünftler zu dem erstrebten unbeschränkten Selbstgovernment gelangten, das kann man aus der „mit Begeisterung“ angenommenen Resolution gegen die Bäckereiverordnung des Bundesrats schließen. Wenn „das Handwerk“ auf keine andre Weise mehr zu halten wäre als durch gesundheitzerstörende Ausbeutung der Gesellen und Lehrlinge, dann müßte man seinen Untergang befördern; Thron und Altar, denen sich diese Art Handwerk als sicherste Stütze empfiehlt, wären erbärmlich fundamentirt, wenn sie keine festeren Grundlagen hätten. Glücklicherweise kennen wir Handwerker genug, die ohne Lehrlingsausbeutung wohlhabend werden, und die auf den ganzen Innungsrummel pfeifen. In Wien hat sich kürzlich ein Handwerksmeister gerühmt: Wir Meister behandeln unsre Lehrlinge wie die eignen

Kinder. Leider hat der Staat alle Ursache, sich schon im Interesse der Rekrutierung diese väterliche Behandlung etwas näher anzusehen. Hat doch dieser Tage ein Bäckersohn seinen Vater, der ihn durch Überarbeit und durch Entziehung des Schlags zum Krüppel gemacht hat, wegen Übertretung der Bäckereiverordnung verklagt. Das Schöffengericht zu Koblenz hat den Mann zu 150 Mark Strafe verurteilt, nachdem der Staatsanwalt „mit bewegter Stimme“ sein Bedauern ausgesprochen hatte, daß er keine Freiheitsstrafe beantragen könne. Hier darf man wirklich von einer Schmach des Jahrhunderts sprechen, und diese Schmach soll der Staat auch noch fördern!

Beim Bauernstande liegt die Sache anders. Hier läßt das Geschrei der Agrarier die Umwälzung viel größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist, und davon, daß der Bauernstand durch die Konkurrenz eines mit Maschinen arbeitenden Großbetriebs gefährdet wäre, kann gar keine Rede sein. Im Gegenteil sind gerade Großgrundbesitzer die gefährdeten, nicht als Landwirte, sondern als Besitzer, und es wirft ein eigentümliches Licht auf die angeblich allein berechtigten Vertreter der bäuerlichen Interessen, daß sie den Bauernverein Nordost in Pommern, der die Interessen des Bauernstandes etwas anders versteht als der Bund der Landwirte, mit Polizeikommissaren zu unterdrücken suchen und sogar Versammlungen in Bauernhäusern unter dem Vorwande der Scharlachgefahr verbieten. In Baiern sind es die Bauern selbst, die sich wenig verständlich benehmen und in ihren beiden Bünden wie toll um sich schlagen (daß die meisten Prügel, die sie austheilen, auf das Zentrum fallen, kann man den wohlgenährten und zum Teil mehr als wohlbepründeten Führern dieser Partei zur Förderung ihrer Gesundheit nur gönnen), ohne deutlich zu sagen, was sie eigentlich wollen. Bei den Baiern dürfte die Zumutung, ihrer Bequemlichkeit ein wenig Gewalt anzuthun, die Hauptursache der Beschwerden sein. Sie könnten z. B. den Absatz ihres Viehes ohne die Einfuhrerschwerungen, die sie fordern, erleichtern, und sie könnten eine Nebeneinnahme aus ihren zahlreichen Obstbäumen erzielen, wenn sie diese pflügten. Zwar haben die Agrarier nur Hohn für jeden, der ihnen von Obst und Beeren spricht, aber ihre Klagen über die Einfuhr des amerikanischen Obstes beweisen doch, daß ihnen diese Nebeneinnahme nicht ganz gleichgültig ist. Von einem Übergang zu etwas völlig neuem und unbekanntem ist also beim Bauernstande nicht die Rede. Der heutige Bauer muß, wenn er gedeihen will, gewisse zeitgemäße Verbesserungen seines Betriebs vornehmen, aber er bleibt Bauer und kann als Bauer bestehen; für die Nation im ganzen handelt es sich nur um die Möglichkeit, die Zahl der Bauernstellen dem Wachstum der Bevölkerung entsprechend stetig zu vermehren. Die bloß finanzielle Krise, die einen Teil des Bauernstandes erfaßt hat, ist also von der Umwälzung des ganzen Gewerbestands wesentlich verschieden.

Dagegen haben wir wieder im Lohnarbeiterstande, im landwirtschaftlichen wie im gewerblichen, eine Bevölkerungsschicht, die, in beständiger Umwälzung begriffen, nach einem zukünftigen Beharrungszustande strebt, von dessen Aussehen wir uns noch keine Vorstellung machen können. Wer sich etwa eingebildet hat, daß die Dinge so bleiben könnten, wie sie sind, den sollten allein schon die Verhandlungen über die Novelle zur Alters- und Invaliditätsversicherung eines bessern belehren. Man fordert so energisch den Sozialdemokraten gegenüber, daß das Verhältnis zwischen dem Unternehmer und seinem Arbeiter, mag es als Vertragsverhältnis oder als Dienstverhältnis aufgefaßt werden, ein persönliches Privatverhältnis bleibe, in das sich kein dritter einmischen dürfe, und wir selbst sehen in einem solchen rein persönlichen Privatverhältnis das Ideal. Aber wo bleibt denn bei den

neuen Gewerbe- und Arbeitergesetzen dieses Ideal? Ist es nicht der Staat selbst, der es zerstört, es zu zerstören durch die moderne Entwicklung gezwungen wird? Jetzt soll schon ein Landesteil dem andern die Versicherungslast tragen helfen, und damit nicht zufrieden, wollen die Agrarier die Versicherungskosten auf dem Wege der allgemeinen Besteuerung ausbringen, wodurch die Lohnarbeiter — vorläufig allerdings bloß im Zustande der Invalidität — zu Staatsbeamten oder Staatsflaven, wie man's nimmt, gemacht werden würden. Vorläufig bloß im Zustande der Invalidität, aber das übrige würde sicherlich nachfolgen; im Zustande des arbeitsfähigen Alters verfallen sie auch heute schon der Staatsklaverei, wenn sie die Arbeit verlieren und in Arbeiterkolonien oder Arbeitshäuser gebracht werden. Schon nimmt man hier und da die Arbeitslosenversicherung und den obrigkeitlichen Arbeitsnachweis in Angriff, und wenn es so fortgeht, wird der Arbeiter im nächsten Jahrhundert ein Mann sein, der dem Staate gehört und von diesem unter gewissen Bedingungen an einen Unternehmer auf Zeit verdingen wird. Erschreckt durch diese sozialistische Aussicht, will der Herr von Hertling zurücktuschieren und die Arbeiter der Landwirtschaft und des Kleingewerbes von der Versicherung ausschließen. Hiße aber ist erstaunt über Anträge von der Rechten, deren man sich eher von den Sozialdemokraten versehen könne; und Stumm bekennet: „Ich gehöre nicht zu den dümmsten, ich habe alle diese Gesetze mitgemacht, aber ich weiß manchmal selbst nicht Bescheid.“ Also diese Lage der besitzlosen Lohnarbeiter, die weder Hörige, noch frei sind, und von denen niemand weiß, wohin sie staatsrechtlich gehören, kann man unmöglich für definitiv ansehen. Und noch manches andre giebt es in ihrer Lage, wobei die Entwicklung nicht stehen bleiben kann. So z. B. erfahren wir aus dem Berichte der preussischen Knappschaftskassen für das Jahr 1895, daß von den 428126 Mitgliedern 241793 erkrankt, daß 43993 Unfälle angemeldet worden sind, und daß im Kohlenbergbau alljährlich von je 1000 Leuten 2,54 tödtlich verunglücken. Ist das ein Zustand, bei dem sich die Bergleute, der Staat, das Volk beruhigen dürfen? So sind wir also berechtigt und genötigt, die gegenwärtigen Zustände der Produktion als Übergangszustände anzusehn.

Dr. Carl Peters. Als im Dezember 1882 eine Schar warmherziger Männer, die man damals Enthusiasten nannte, in Frankfurt a. M. den deutschen Kolonialverein gründete, da wurde auch die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen, daß die nationale Bethätigung auf dem kolonialen Gebiet erzieherisch auf das deutsche Volk einwirken würde. Neue Aufgaben würden neue Fähigkeiten erzeugen und schlummernde Kräfte wecken. Der für Viele neue Gedanke erschellte blitzartig die koloniale Dämmerung, in der damals alles herumtappte. Da war etwas ganz Verständliches und Praktisches. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich recht gut, wie diese Vorstellung, die besonders von dem redengewaltigen Friedrich Fabri vertreten worden war, auf der Rückfahrt von Frankfurt in ihm arbeitete, und wie er sie als feste Überzeugung mit nach Hause trug. Es war unter vielen unklaren Ideen, die über koloniale Dinge umherschwirrten, eins von den gesunden Samenkörnern.

Aber freilich dachte damals niemand an die schwere Enttäuschung, die der Eintritt in eine neue Schule einem herangewachsenen, ja herangealterten Volke bringen muß, vollends in einer Zeit, wo Post, Telegraphie und Presse zusammen arbeiten, nichts im Verborgnen zu lassen: eine Erziehung in weltweiter Öffentlichkeit! Wie die ganze koloniale Bewegung damals von einem wundervollen Optimismus getragen wurde, so nahm man auch die nationale Erziehung nur von der freundlichen Seite. Man hätte sich ja sagen können, daß jede Er-

ziehung nicht nur Tugenden entwickelt, sondern auch Fehler aufdeckt. Aber wie die koloniale Bewegung der achtziger Jahre die nationale Begeisterung von 1870 neu entflamte, so war auch ein Zug von Siegesgewißheit in ihr. Wir verdanken ihm die anfänglichen großen Erfolge bei den Besitzergreifungen, in deren Licht die Fehler und Verluste damals kaum leichte Verdunklungen zu bewirken vermochten. Es wäre wohl besser gewesen, von Anfang an nicht so viel schön zu färben. Aber konnte man eine Bewegung kritisch behandeln, die sich eben erst auszubreiten begann? Man brauchte ihre fortreisende Kraft. Wer tiefer in die Geschichte jener Zeit hineingeblickt hat, weiß, daß schon die ersten Besitzergreifungen viel mehr Schwierigkeiten gemacht haben, als die Optimisten in der Heimat ahnten. Nachtigal ging mit dem Gegenteil von Begeisterung an seine Aufgabe, am Meeresbusen von Guinea die Flagge zu hissen; nach seinem frühen Tode, den er geahnt hatte, kamen sehr bald heftige Reibungen zwischen der jungen Kolonialbeamtenschaft und der Marine vor, und solche Reibungen haben sich ja leider auch an andern Stellen wiederholt. Lüderitz setzte seinem verwegenen, schon halb zusammengebrochenen Unternehmen durch die selbstmörderische Schifffahrt vom Oranje nach Angra Pequena 1886 selbst ein Ziel. Als er spurlos verschwunden war, waren auch seine Fehler vergessen, soweit sie überhaupt erkannt worden waren. Volles Licht hat erst das Buch von Schinz: Deutsch-Südwestafrika (1891) darüber verbreitet. Das Gelingen der Erwerbungen in Ostafrika im November 1884 durch Karl Peters, Karl Zühlke und Graf J. T. Pfeil hat den ans Verbrecherische streifenden Leichtsinns verschleierte, mit dem in den darauf folgenden Jahren die Gesellschaft für deutsche Kolonisation eine deutsche Bauernauswanderung in diese größtenteils ungesund und unfruchtbaren Tropenländer in Bewegung zu bringen suchte. Da zeigte sich schon die Rehrseite der Energie dieser Männer in ihrer skrupellosen Rücksichtslosigkeit. Es ist unnötig, auf später vorgekommene Enttäuschungen einzugehen, die ja zum Teil allgemein bekannt geworden sind. Daß solche Enttäuschungen nicht aufhören, dafür sorgt die Schwierigkeit der Aufgabe, die wir in unsern Kolonien übernehmen haben. Schon die wirtschaftliche Entwicklung stellt uns vor die schwersten Probleme. Aber wie viel schwerer ist die Anpassung des deutschen Mannes an die Bedingungen einer tropischen Kolonie, des Lebens unter Farbigen, die er tief unter sich sieht, und ohne deren Arbeit er doch nichts vor sich bringt. Die Probleme der Sklaverei und Leibeigenschaft, des sogenannten niederländisch-indischen Kolonialsystems, der Mission und der Schule und aller andern Versuche, europäische Anforderungen mit eingebornen Gaben und Leistungen zu vereinigen, müssen von uns in neuen Formen noch einmal durchgearbeitet werden. Es giebt dabei Schwierigkeiten, von denen wir uns gar nichts haben träumen lassen, und die sich nun als gewaltig erweisen. Dazu gehört unter anderm auch der Verkehr unsrer Männer mit den farbigen Weibern, worin sie nach allen Urteilen viel weniger Zurückhaltung üben, als man erwarten sollte, und als dem Allgemeinen und der Zukunft unsrer Kolonien gut ist.

So ganz allein stehen wir mit diesen Sorgen nicht. Wer die Verhandlungen des englischen Parlaments über Indien verfolgt, deren Kommentare man allerdings nicht in der Times, sondern in der Truth suchen muß, weiß, daß auch dort die Regierungskunst nicht aus kümmerlichen Kompromissen zwischen der Ausbeutung in Asien und der Moral in Europa herauskommt. Im Opiumhandel und in der Niederhaltung der für die hungernde Bevölkerung der Nordprovinzen nicht mehr zu entbehrenden Baumwollindustrie öffnen sich Abgründe von Brutalität, die Hunderttausende von Menschenleben opfert. Allerdings in aller Stille. Neben den Bergen von Unrecht, die England früher in allen seinen Kolonien aufgehäuft

hat, verschwinden die Sünden einzelner Deutschen in unsern jungen Kolonien. Aber es ist keine Frage, daß die Missionen einen gewaltigen Einfluß auf die Humanisierung der Engländer in den Kolonien ausgeübt haben. Außerdem verleiht die früh^a eingeprägte Unterwerfung unter Herkommen und Formen dem Charakter des Engländers einen Halt, dessen der gesellschaftlich undisziplinierte Deutsche entbehrt. Der Fall Peters ist die bitterste Erfahrung, die uns die Kolonien bisher gebracht haben. Dr. Karl Peters galt manchem als das leuchtende Muster eines Deutschen, wie ihn die koloniale Ära braucht: energisch bis zur Rücksichtslosigkeit, mit einem unerschöpflichen Glauben an sich und den Beruf seines Volkes ausgestattet, dabei gewandt und anpassungsfähig, geistvoll und mit einem nicht zu verachtenden litterarischen Talent begabt; besonders die jüngere Generation glaubte in diesem Mann ihren Helden gefunden zu haben. Einige Nibhscheaner ahnten schon den Übermenschen in ihm. Deutschland, das Jahrzehnte lang oben und unten an Mangel an Energie gelitten hatte, war geneigt die Energie in allen Formen so sehr zu bewundern, daß es das Gefühl für die Grenze verlor, wo die Noheit anfängt. Es war eine neue Art Trunkenheit, mit der ein berühmter Politiker einmal Peters anschwärmte, als er seinen bekannten Vortrag über die Emin Pascha-Expedition gehalten hatte. Weil unsre nationale Stärke überhaupt mehr die Fähigkeit ist als die springkräftige Energie, macht uns diese um so mehr Eindruck. Wir haben uns da einen neuen Narkotismus angewöhnt. Vor einem Menschenalter wäre das als roh und inhuman zurückgewiesen worden, dem man jetzt jubelte. Es steckt aber immer irgendwo eine Schwäche, wenn die Kraft so blind angestaunt wird. Hier ist es die Schwäche der sittlichen Urteilskraft. Man begreift ganz gut, daß diese Heldenverehrung im Zeitalter Bismarcks epidemisch um sich griff. Aber die Wirkungen, die wir hier sehen, sind geeignet, auf den Unterschied zwischen Heldenverehrung und Personenkultus aufmerksam zu machen. Carlyle schlägt allerdings vor, den fähigsten Mann in einem Volke zu finden, ihn über alle zu erheben, ihm zu gehorchen; das sei das beste Mittel, eine gute Regierung zu schaffen. Aber man muß weiterlesen, wo er sagt: Der fähigste, das ist zugleich der wahrhaftigste, der gerechteste, der edelste Mann! The ablest, the noblest! Statt an den sittlichen Forderungen geprüft zu werden, ist Peters von einem großen Teil des energietrunkenen deutschen Publikums verwöhnt worden. Es gab Jahre, wo die Hochhaltung seines Ruhmes fast ein Bestandteil des nationalen Glaubensbekenntnisses geworden war. Und doch ist es kein Geheimnis, daß jeder, der tiefer in sein Wirken und seine Werke eindrang, sich das Lob manchmal abringen mußte. Aber der Zauber einer ungewöhnlichen Persönlichkeit verschleuderte zuletzt doch immer wieder die Bedenken über eine Renommée, die ans Geschmacklose grenzte, über gewagte oder ungenaue Behauptungen. Kritiker, die noch dem Werk über die Emin Pascha-Expedition ablehnend gegenüber gestanden hatten, ließen sich durch das Buch über Deutsch-Ostafrika gewinnen mit seiner großen Auffassung der Dinge und seiner begeisternden nationalen Zuversicht. Und endlich war doch immer die Summe der ungewöhnlichsten Leistungen da, die unsre junge Kolonialgeschichte gesehen hatte: die Erwerbung Deutsch-Ostafrikas, die Emin Pascha-Expedition mit der Anbahnung der Erwerbung Ugandas; und in der Heimat die Warmhaltung der kolonialen Begeisterung und Opferwilligkeit, die litterarischen und rednerischen Erfolge.

Kann man der Regierung einen Vorwurf daraus machen, daß sie dem Manne, der uns Deutsch-Ostafrika gegeben hat, eine öffentliche Stellung in demselben Deutsch-Ostafrika einräumte? In den ersten neunziger Jahren, als Peters auf der Höhe stand, erschien es vielmehr jedermann selbstverständlich, daß er eine der

ersten Stellen in Deutsch-Ostafrika haben müsse. Wenn damals Zweifel an der Befähigung des berühmten Mannes für ein hohes Kolonialamt bestanden, dann war es bei den Männern der Regierung. Die erste Anregung, Peters ein solches Amt zu übertragen, ist aus der Volksvertretung hervorgegangen. Man wird einst erfahren, was für Schwierigkeiten die Verwirklichung dieses Wunsches gemacht hat. Wenn auch anerkannt wurde, daß Peters in irgend einer Art eine Anerkennung verdiente, so standen der Verwirklichung in der verlangten Art doch die stärkste Antipathien entgegen. Peters hat selbst in seiner Weise die Abneigung Bismarcks ausgemalt, die ihm alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt habe. Sein Erfolg hob sich davon heller ab! Auch später hat er in diesen Höhen gar keine Freunde gehabt, und seine endliche Anstellung im Reichsdienste war nur eine Anerkennung seiner unbestreitbaren Verdienste und mehr noch ein Opfer, das man der öffentlichen Meinung brachte, besonders der im Reichstag, im Kolonialverein usw. vertretenen. Daß die Sache nicht so leicht ging, wie sie erwarteten, hat zuerst die ungemein regen Freunde und Gefolgsleute von Peters in Opposition zu dem damaligen Vorstände der Kolonialabteilung gebracht. Diese um das „Deutsche Wochenblatt“ gruppierten Leute haben nicht bloß auf das Publikum, sondern auch auf Peters selbst einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Sie hatten ihre Vertreter im Reichstag und ließen sich in erstaunlich vielen Zeitungen vernehmen. Peters war mehr als ihr Stolz, er war ihre Hoffnung. Wenn er selbst sich für zu gut hielt, unter Wismann am Tanganjika zu dienen, so hofften diese Freunde auf eine Entwicklung der Dinge, die ihn zum Leiter der Kolonialangelegenheiten oder mindestens Deutsch-Ostafrikas machen würde. Die rege und erfolgreiche Press- und Parlamentsstättigkeit dieser merkwürdigen Gruppe gehört auch zu den bemerkenswerten Erscheinungen des öffentlichen Lebens in diesem letzten Jahrzehnt. Sie hat sich bis in die dunkeln Tiefen der auswärtigen Politik erstreckt, wo sie dem Phantom einer deutsch-französischen Versöhnung auf Grund der Gemeinsamkeit antienglischer Interessen nachjagte.*)

Wenn dieser Gruppe das Reich zu wenig für Peters that, so that es einer andern zu viel. Da diese aber fast ganz aus antinationalen Beweggründen widersprach, gelangte sie erst zu Einfluß, als die Ausschreitungen, die sich Peters hatte zu schulden kommen lassen, an die Öffentlichkeit kamen. Die Reichsregierung hätte ihr den Wind aus den Segeln nehmen können, wenn sie dargelegt hätte, wie lange schon Beschwerden gegen Peters erörtert und Untersuchungen angeordnet worden waren, die allerdings bei der Entfernung des Schauplatzes und bei dem Wechsel der Personen ihre Schwierigkeiten hatten. Daß sie Peters nicht auf den ersten Verdacht fallen ließ, wird ihr niemand verdenken, der die Gründe und Umstände seiner Anstellung im Reichsdienste kennt. Die ersten Beschwerden waren von Kolonialbeamten ausgegangen, deren leidenschaftliche Abneigung gegen diesen Eindringling, Abenteurer usw. man in Berlin kannte. Aber man kannte hier auch die tropische Uppigkeit des deutschen Kolonialkassiers. Auch das ist eine neue Pflanze des kolonialen Zeitalters. Der Klatsch ist allerdings nur aus Deutschland in die Kolonien verpflanzt worden, gedeiht aber herrlich. Auch für seine Kenntnis ist der Fall Peters lehrreich. Ruwert, ein Afrikamaler von Handwerksbegabung, trägt drei Jahre lang sein Wissen von der Petersschen Gewaltthätigkeit mit sich herum,

*) Es sei bei dieser Gelegenheit die Randbemerkung gestattet, daß einige von unsern jüngern Afrikanern sich auch sonst gegen den Presszauber auffallend wenig widerstandsfähig erwiesen haben. Es wäre z. B. sehr erfreulich, wenn man von den Reisen und Jagden des vortrefflichen Herrn von Wismann weniger häufig in den Zeitungen zu lesen bekäme. Wozu diese Erinnerungen an seine gezwungne Unthätigkeit so fern von dem Boden, auf dem zu wirken sein Beruf ist?

ehe er sich zu einer Anzeige veranlaßt sieht. Oskar Baumann, der verdiente Afrikareisende, spricht im Freundeskreise ungefähr ebenso lange davon. Die Dinge gehörten zuletzt zur Würze der Gespräche unter Leuten, die einmal in Deutsch-Ostafrika gewesen waren. Hunderte waren Mitwisser, aber ohne das Vorgehen der Behörden würden sie alle nur weiter geklüstert haben. Das ist der ganze kleinstädtische Bier- und Kaffeeklatsch ins Koloniale übertragen, ein Gift, das dadurch nicht weniger gefährlich wirkt, daß es tropfenweise eingeköstet wird. Nicht viel anmutiger stellen sich die Deutschen in der Heimat im Lichte dieser Begebenheiten dar. Roterien, Landsmannschaften, Parteien, aber wenig Mäner, die menschlich und männlich über die Personen und Vorgänge zu urteilen wissen und wagen. Das reicht bis in den Reichstag hinauf, der in allen Verhandlungen über die Peters'sche Angelegenheit sich nicht gerade groß gezeigt hat, am allerwenigsten in der letzten, über der etwas unsäglich gewöhnliches lag. Die Auffassung, daß mit Peters eine verbreitete, mächtige Richtung in unserm Volke verurteilt werde, die ihn emporgetragen und die er durchaus nicht erst ins Leben gerufen habe, die auch ohne ihn weiterleben werde, der Kultus des Erfolges mit allen Mitteln, fand da ebenso wenig Ausdruck, wie die offene und ehrliche Schätzung des Großen, das trotz alledem von seinem Werke bleibt. Daß das starke nationale Empfinden und die überlegne Beurteilung der kolonialen Verhältnisse den Mann einst allen national empfindenden, mit wenig Ausnahmen, wert gemacht hatte, davon war fast nichts mehr zu spüren. Dafür war das Bestreben, einen Sündenbock zu schaffen, sehr auffällig. Aber die Regierung, die man gern dazu gemacht hätte, hat sich in dieser ganzen Sache glücklicherweise einmal am wenigsten vorzuwerfen.

Der Sturm, der Peters weggefeht hat, erinnert an die Bewegung, die vor einem Jahrhundert Warren Hastings als Angeklagten vor die Schranken des Parlaments in London brachte. Dabei war allerdings der Unterschied, daß damals das öffentliche Gewissen in England aus einem viel tiefern Schlummer erwachte, der Jahrhunderte gedauert hatte. Dort handelte es sich in der Verurteilung der Indischen Kompagnie um eingewurzelte Mißbräuche, gegen die Burke 1785 die große menschenfreundliche Bewegung wachrief. In Deutschland handelt es sich um eine kräftigere Regung des glücklicherweise nur leicht betäubten Rechtsgefühls gegen Ausschreitungen eines Einzelnen. Man könnte vielleicht auch daran erinnern, daß Warren Hastings ein kühner Träumer genannt wurde. Das war Peters gewiß auch. Leider muß man aber ganz der Hoffnung entsagen, daß eines Tages seine Verdienste um das Gemeinwesen seine Fehler so überstrahlen könnten, wie es bei Hastings der Fall war, vor dem sich 1815 das ganze Parlament erhob, als er in einer indischen Angelegenheit wieder vor dessen Schranken erschien. Die Versuche, denen Peters zum Opfer gefallen ist, gehören eben nicht zu denen, die Mill, der Geschichtsschreiber Indiens, als so groß bezeichnet, daß wenige öffentliche Charaktere sie überwinden hätten. Auch in den Hastings'schen Fall spielte bekanntlich das Weibliche hinein. Aber das Verhältnis von Hastings zu der deutschen Baroness Imhoff blieb tadellos, nachdem er sie nach ihrer Scheidung geheiratet hatte. Das Verjöhnende, das über den letzten dreißig Jahren des großen englischen Kolonialpolitikers liegt, in denen sein Land ihn sozusagen wieder gewann, wird dem Fall Peters fremd bleiben; denn hier handelt es sich leider um kleinere und gemeinere Dinge, denen der geschickteste Verteidiger keine Beziehung zum öffentlichen Wohl beizulegen vermöchte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig